



Annelies Jandt

Unruhige Zeiten

Aus meinen
Lebenserinnerungen

Copyright © 2006 by Annelies Jandt, Pinneberg
ISBN-13: 978 3 8370 1530 0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Redaktion und Textverarbeitung: Gudrun Jandt;
Layout und Bildbearbeitung: Kjen Jandt und Horst Müller
Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Das Umschlagbild zeigt die Autorin 1934 im Dresdner Zwinger



Abbildung 7: Ostern 1917

Zwischen den Kriegen

Frühe Kindheit

Am 15. November 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, wurde ich in Dresden-Plauen geboren. Es war vier Uhr in der Nacht, und als es morgens hell wurde, war der erste Schnee gefallen. Bei der Geburt war Muttis Schwester, Tante Trude, mit dabei. Für sie, damals erst sechzehn Jahre alt, war es ein großes Erlebnis.

In eine schwere Zeit wurde ich hineingeboren. Es gab sehr wenig zu essen und fast keine Kohlen. Mein Vater war beim Militär, aber aus gesundheitlichen Gründen nicht an der Front, sondern bei der Militärbehörde in Radeberg. Von dort aus schickte er einmal meiner Mutter einen Bückling, was große Freude auslöste. Mutti hat es mir später öfter erzählt.

Wir wohnten in einer Dreizimmerwohnung im ersten Stock, Kaitzer Str. 103. Wir hatten kein Badezimmer, und die Toilette befand sich im Hausflur eine halbe Etage tiefer. Als Kinder wurden wir in einer kleinen Badewanne gebadet. Die Erwachsenen benutzten eine große Zinkwanne. Jeden Freitag wurde sie in die Küche gestellt, auf dem Herd ein großer Topf heißes Wasser bereitet, und schon war das Badewasser fertig. Allerdings machte das Ausschöpfen viel Arbeit.

Im Kellergeschoß befand sich das Waschhaus mit direktem Eingang von draußen. Es gab ja noch keine Waschmaschinen, also hatten wir ca. alle sechs Wochen „große Wäsche“. Dabei half uns eine Waschfrau, Frau Liebezeit, die im selben Haus im Souterrain wohnte. Bei schlechtem Wetter mußte die Wäsche oben auf dem Boden aufgehängt werden, bei gutem Wetter hinter dem Haus auf dem Trockenplatz, wo man herrlich spielen konnte. An der Stange zum Teppichklopfen habe ich meine ersten Turnübungen probiert, bin auch mal ganz schön abgestürzt. Besonders interessant waren ein paar Hühner und ein Hahn, die dem Hauswirt gehörten. Oft habe ich Regenwürmer für sie gesammelt und freute mich, wenn sie sich darauf stürzten (komisch, daß mir die Würmer nicht leid taten). Manchmal hatte eine Glucke Küken ausgebrütet. Die waren so niedlich. Jeden Tag habe ich sie mir angesehen. Der Hauseingang war hinten. Wenn man zur Gartentüre hereinkam, mußte man erst an der Seitenwand

des Hauses entlanglaufen. Wir Kinder liebten diese fensterlose Wand sehr, dort konnte man gut mit dem Ball spielen.

Als ich vierJahre alt war, wurde mein Brüderchen geboren. Mutti war sehr krank, sie hatte Nierenentzündung. Der Arzt kam ins Haus, und Vati nahm mich an die Hand und brachte mich zu Bekannten, was mich freute, weil sie einen kleinen Schaukelstuhl besaßen. Als Vati mich wieder abholte, sagte er mir, daß der Storch das Brüderchen gebracht habe. „Ach, gerade als ich nicht da war!“ bedauerte ich, und auf dem Heimweg beobachtete ich angestrengt den Himmel, ob ich nicht vielleicht den Storch noch sehen könnte. Damals lernte ich das Gefühl kennen, wenn man glaubt, daß man etwas im Leben verpaßt hat.

Im Haus wohnte eine alte Dame; das war meine dritte Großmutter. Ich besuchte sie gerne, und wenn die Eltern ausgingen, durfte ich sogar bei ihr schlafen. Sie wohnte in der Dachwohnung. Im Wohnzimmer gab es einen erhöhten Fensterplatz. Dort saß sie oft, machte eine Handarbeit und erzählte mir

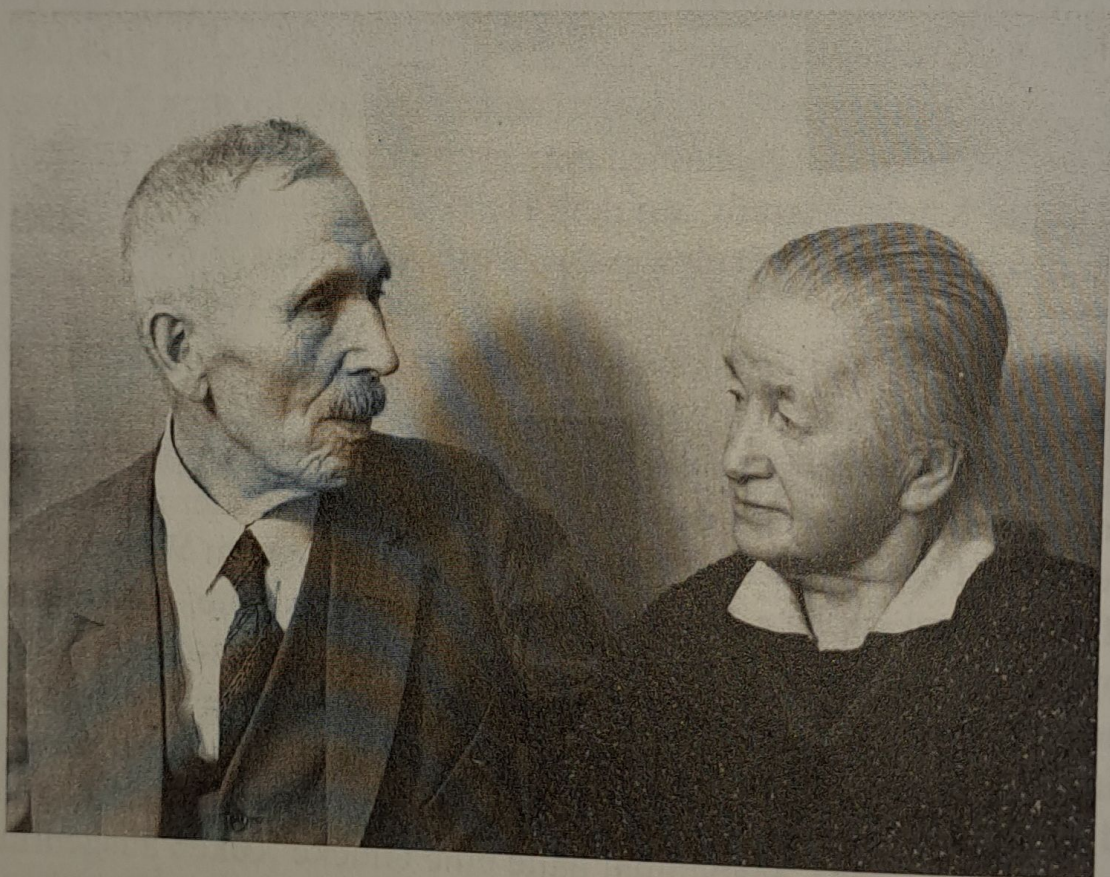


Abbildung 8: Meine Großeltern um 1936

Märchen, während ich auf der Stufe hockte. Oft spielte ich in der Küche hinter dem Sofa; durch die schräge Wand entstand eine richtige kleine Wohnung für mich. Ich habe mich dort sehr wohl gefühlt und liebte meine „Großmutter Fiedler“.

Die Großmutter mütterlicherseits hieß „Großmutter Pieschen“, weil die Großeltern in Dresden-Pieschen wohnten. Der Großvater brauchte keine besondere Bezeichnung, denn ich hatte nur einen. Er war Tischlermeister. Ich besuchte ihn gerne in seiner Werkstatt. Da lagen viele große und kleine Hobelspäne und hübsche Holzklötzchen in den verschiedensten Formen. Aber das Aufregendste war, wenn ich mit auf den Boden durfte, wo die Bretter aufbewahrt wurden. Auf einer Sprossenleiter mußte man hochklettern; das gefiel mir. Vor der Werkstatt stand eine große hölzerne Wasserpumpe am Rand einer kleinen Wiese, auf der immer sehr viele Gänseblümchen blühten, die ich gerne pflückte. Am Zaun befand sich ein Holzgestell mit einem großen Schleifstein, der sich wie ein Mühlrad im Wasser drehte. Im Vorderhaus lag die Wohnung der Großeltern. Dort gab es damals schon elektrisches Licht. Am liebsten wollte ich es immer an- und ausschalten. Natürlich durfte ich das nicht.

Großvater hatte nach dem Krieg Verluste gemacht, sich vielleicht, gutmütig wie er war, nicht genügend abgesichert. Zum Beispiel hatte er für einen Neubau schon alle Fenster und Türen geliefert, aber das Geld dann nicht bekommen. Großmutter wollte ihm die Bücher führen, aber das wollte er nicht. Sie hätte es bestimmt gut gemacht. Schon in der Schule baten die Lehrer ihre Eltern, sie auf die höhere Schule zu schicken. Aber damals – es war um 1880 – war es nicht üblich, daß Mädchen aus dem Mittelstand das Gymnasium besuchten.

1926 ging Großvater in den Ruhestand. Er verkaufte seine Tischlerei, und beide zogen in das Städtische Altersheim in der Pfotenhauerstraße. Sie bewohnten zwei Zimmer, eines mit einer Loggia. Mittagessen bekamen sie, konnten aber auch in einer großen Küche auf ihrer Etage sich selbst etwas kochen. Jede Woche besuchten wir sie dort, das war Pflicht. Später wurde Großmutter zuckerkrank, und im letzten Jahr war Großvater etwas verwirrt im Kopf. Im Sommer 1940 mußten sie ins Krankenhaus. Schon nach zwei Tagen starben beide. Erst viel später kam uns der Gedanke, daß man da wohl nachgeholfen hatte.

Meine zweite Großmutter, die Mutter meines Vaters, lebte in Ruhla und hieß deshalb bei uns „Großmutter Ruhla“. Sie hatte zwölf Kinder geboren, neun

waren aufgewachsen. Mit ihrem ersten Mann hatte sie neun Kinder. Als er gestorben war, heiratete sie wieder und brachte nochmals drei Kinder zur Welt, am 29. Juni 1890 auch meinen Vater.

Für die große Uhrenfabrik in Ruhla nähte Großmutter in Heimarbeit Spieluhren auf Pappen auf. Sie erlaubte mir, ihr dabei zu helfen. Da habe ich mich sehr nützlich gefühlt. Aber vielleicht mußte sie meine aufgenähten Uhren später alle wieder abtrennen!

Zwei Beispiele für ihre Fröhlichkeit: Es war in einem Winter, vielleicht 1928, da holten wir sie mit dem Auto ab, damit sie einige Zeit bei uns verbringen sollte. Wir mußten über die Hohe Sonne (ein Berg in Thüringen) fahren. Die Straße hinaufzu war vereist, und trotz vorsichtiger Fahrweise schleuderte der Wagen immer wieder. Vati schwitzte am Steuer, aber Großmutter saß mit uns Kindern hinten im Wagen und juchzte und freute sich, daß das Auto solche Schlangenlinien fuhr.

Einmal, als sie uns Kindern Handschuhe strickte, wurde zuletzt die Wolle knapp. Da sagte sie: „Wenn ich diesen letzten kleinen Finger noch fertig kriege, kugele ich mich auf der Erde herum!“ Das hat sie zu unserer großen Freude tatsächlich getan, was damals für eine alte Frau sehr ungewöhnlich war.

Sie wohnte im eigenen Haus, einem alten Fachwerkhaus in Ruhla, Ecke 19. Ich fand es herrlich romantisch. Direkt am Haus floß der Bach vorbei, die Stuben hatten alle etwas schiefe Holzfußböden und im Erdgeschoß gab es zwei Plumpsklos, eines für Erwachsene und eines für Kinder; das war niedriger und hatte eine kleinere Brille.

Leider konnten wir meine Großmutter nicht sehr oft sehen, weil für damalige Verhältnisse Ruhla ziemlich weit von Dresden entfernt war. Es muß ungefähr 1930 gewesen sein, als sie starb. Sie war mit Kindern und Enkeln in der Kirche gewesen. Zwei Söhne wohnten mit ihren Familien im Erdgeschoß ihres Hauses. Alle zusammen feierten Weihnachten. Großmutter ging hinauf in ihre Wohnung, um sich schlafen zu legen. Bald klopfte sie auf den Fußboden, und jemand kam, um nach ihr zu sehen. „Ich habe wieder einmal meine Magenkrämpfe, bitte bringt mir meinen Tee.“ Als dieser dann gebracht wurde, war sie schon gestorben. Später fand man noch ein Stück Lebkuchen in ihrem Bett.

Ein paar Tage vorher hatten wir noch einen Brief von Großmutter bekommen, in dem sie uns schrieb, daß sie sich einen neuen Ofen gekauft habe, der weniger Kohlen brauche als der alte, und in ein paar Jahren hätte sich die



Abbildung 9: Mit meinen Eltern, Weihnachten 1919

Anschaffung amortisiert. Nun bekamen wir ein Telegramm mit der traurigen Nachricht von ihrem Tod. Da weinte mein Vater sehr, was mich stark erschütterte, denn ich hatte ihn noch nie mit Tränen gesehen.

Meine Eltern hatten sich im Büro kennengelernt. Vati war Buchhalter, Mutti Stenotypistin. Er brachte ihr öfter zum Frühstück ein leckeres Brot mit Thüringer Wurst mit. Er bekam sie von zu Hause geschickt, und eine gute Thüringer Wurst ist heute noch eine Delikatesse. Sie waren drei Jahre lang verlobt, aber als ich mich dann anmeldete, heirateten sie.

Als junges Mädchen ging Mutti sehr gerne tanzen, aber natürlich nicht alleine, denn ihre Mutter mußte immer mit, das gehörte sich so, sie war die „Anstandsdame“. Mutti war als Tänzerin begehrt und brauchte, wie sie später oft betonte, niemals als „Mauerblümchen“ dazusitzen.

Von meinem Vater weiß ich fast nichts aus seiner Jugend. Sein Vater soll ein lustiger Mensch gewesen sein. Er ist zum Beispiel bei der Einweihung des Schwimmbades in Frack und Zylinder ins Wasser gesprungen.



Abbildung 12: Meine Großmutter vorne in der Mitte, rechts neben ihr ich, meine Eltern hinten 2.v.r.; 1926

Schulzeit

Zum Schulanfang bekam ich eine schöne Zuckertüte. Es war ein aufregender Tag. Ich ging in die 55. Volksschule. Das Haus steht heute noch, es wurde nicht zerbombt. In den ersten zwei Jahren hatte ich einen freundlichen älteren Lehrer, Herrn Gräser. Ich mochte ihn sehr. Später wurde die Klasse gemischt, Mädchen und Jungen zusammen. Da bekamen wir einen sehr strengen Lehrer, Herrn Haase. Wenn jemand frech war, konnte er ganz schön wütend werden, aber schlagen durfte er uns nicht, das war damals schon verboten.

In zwei Jungen war ich ein bißchen verliebt. Der eine, er hieß Hans Werner Staubach, lud mich zu seinem Geburtstag ein. Ich ging auch los, aber unterwegs verließ mich der Mut, und ich blieb an einer Mauer stehen. Da kam er mir entgegen und holte mich. Obwohl ich auf dem Fest das einzige Mädchen war unter all den Jungen, gefiel es mir doch.

Damals hatte ich zwei Freundinnen. Die eine kannte ich schon, ehe ich zur Schule kam. Sie wohnte in der Straße gegenüber und hieß Liesel Subla. Die Eltern waren arm, sie wohnten im Souterrain. Ich entsinne mich, daß ich einmal mit zu Mittag gegessen habe, und zwar Pellkartoffeln mit Leinöl. Mir hat es damals gut geschmeckt, aber Mutti wollte nicht, daß ich bei so armen Leuten auch noch esse.

Die andere Freundin hieß Anneliese Kohl und saß in der Schule neben mir. Die ersten drei Jahre blieben wir zusammen, bis ich auf die Oberschule ging, die zum Abitur führte. Mit zwei anderen Freundinnen organisierten wir ein „Kränzchen“. Wir besuchten uns gegenseitig, bewirteten uns und hatten viel Spaß miteinander. Als ich aber dann die Schule wechselte, sahen wir uns immer seltener.

Nach vier Jahren Volksschule kam ich also auf die Altstädter Höhere Mädchenschule. Damals mußte man eine Aufnahmeprüfung machen. Es war eine große Schule mit über 1000 Schülerinnen.

Eine weiße Baskenmütze aus Cordsamt mit einem kleinen rotgoldenen Streifen auf einer Seite war unsere Schulumütze. Man mußte sie nicht tragen, aber man trug sie mit Stolz, besonders in den niedrigen Klassen. Einheitliche Kleidung hatten wir beim Sport: Schwarze Turnhose und weißes T-Shirt mit dem Schulemblem (AHM) auf der Brust.



Abbildung 15: Zwei Portraits

Nun fuhr ich mit der Straßenbahn, mitten in die Stadt zum Georgplatz. Von dort waren es fünf Minuten zu Fuß zur Zinzendorfstraße, wo sich meine Schule befand. 1931 zogen wir in eine Wohnung näher am Zentrum, da konnte ich laufen oder, wenn ich zu spät loskam, ein Stück mit dem Bus fahren. Mit 16 Jahren bekam ich ein Fahrrad. Das war ein Riesengeschenk. Vati hat es bei seinem Bruder in Ruhla bestellt, da war es etwas billiger, trotz Bahntransport.

Ich bin sehr gerne in die Schule gegangen. Wir hatten fast lauter nette Lehrer und ein gutes Klassenklima. Einmal im Jahr fuhren wir ins Schullandheim in Bärenfels (Erzgebirge). Am Anfang nur drei Tage, in den höheren Klassen eine Woche. In den ersten Jahren mußten wir für Frühstück und Abendbrot selber sorgen. Jeder bekam eine große Alubüchse mit Nummer, darin bewahrten wir Butter, Aufschnitt und so weiter auf. Die Büchsen wurden in eine kühle Felsgrotte neben dem Haus gebracht, in der sich ein Brunnen



Abbildung 16: Im Schullandheim; ich bin die dritte von rechts; 1935

befand. Es gab kein fließend Wasser in den Zimmern, sondern Waschtische mit Schüsseln und Krügen. Das Wasser holten wir im Flur. Obwohl alles sehr primitiv war, fanden wir es herrlich. Man muß auch bedenken, daß die meisten Leute sich zu Hause nicht anders wuschen, wir selbst eingeschlossen. Allerdings bekamen wir im Heim kein warmes Wasser, und es war manchmal lausig kalt. Später wurde das Haus etwas modernisiert, und wir wurden voll gepflegt. Wir machten sehr viele Wanderungen. Oft führten wir sie selber und lernten auf diese Weise, die Karte zu lesen. Ich habe das immer sehr gerne getan. Abends wurden mit dem Klassenlehrer Spiele gemacht, besonders gerne „Zwinkern“. Einmal haben wir sogar ein Theaterstück aufgeführt. Es war nie langweilig, obwohl wir natürlich kein Fernsehen hatten. Im Winter fuhren wir Schlitten oder Ski. Damals habe ich das erste Mal auf Skiern gestanden, das heißt, ich bin hauptsächlich hingeflogen und wieder aufgestanden. Es war immer eine

köstliche Zeit. Schon die Hin- und Rückfahrt mit der Bimmelbahn genossen wir. Für die Lehrer war der Aufenthalt im Schullandheim mit den jüngeren Klassen wohl anstrengend, aber mit den größeren und schließlich erwachsenen Mädchen sind sie bestimmt gerne gefahren.

Nun zurück zur Schule. In der Oberstufe durften wir in der Pause im kleinen Park vom Kaskelpalais umhergehen. Das war eine richtige Erholung. Wenn das Wetter gut war, wurde der Nachmittagsunterricht oft dort abgehalten. Leider steht von der Schule nichts mehr.

Ich hatte eine gute Freundin; sie hieß Eva Seuberlich. Durch sie habe ich Ernst, meinen späteren Ehemann, kennengelernt. Aber das ist eine Geschichte für sich.

Damals mußte man Schulgeld bezahlen, und zwar 20,- M monatlich. Das war viel Geld. Vati konnte es ab 1931 nicht mehr aufbringen. Auf Antrag erhielt ich eine Freistelle, weil ich gute Zeugnisse hatte. Herbert, mein Bruder, war gerade aufs Gymnasium gekommen, aber da er nicht so gute Leistungen brachte, bekam er keine Freistelle, mußte das Gymnasium verlassen und auf die Höhere Abteilung der Volksschule gehen; dort konnte er die mittlere Reife (10 Jahre) machen. Dieser Schulwechsel war für ihn schlimm.

In den Zwanziger Jahren war es uns finanziell sehr gut gegangen. Eines Tages holte Vati mich mit einem Auto von der Schule ab, das hatte er gerade gekauft. Ich wollte gar nicht glauben, daß das nun unser Auto war – ein großer Wagen (6 Zylinder, Marke Steyr), im Sommer ein Cabrio, im Winter konnte man eine Art Kasten daraufsetzen und es war eine Limousine. Am Türbalken hing ein Väschen, da steckten immer frische Blumen drin. Sechs Personen hatten im Wagen bequem Platz, denn in der Mitte wurden zwei Notsitze aufgeklappt. Sonntags haben wir oft Bekannte mitgenommen.

Damals konnten wir auch in den großen Ferien immer verreisen. Viermal waren wir an der Ostsee: In Zinnowitz, zweimal in Sellin und zuletzt in Misdroy. Am Anfang faszinierte es mich, daß man sich im guten Kleid in den Sand setzen durfte und sich nicht schmutzig machte. Das Meer beeindruckte mich noch mehr: Da war so viel Wasser, kein Ende zu sehen. Von Sellin aus konnte man mit den kleinen Küstendampfern die anderen Bäder erreichen. Das haben wir öfters gemacht, vor allem, wenn Seegang war. Wir liebten es alle, wenn das Boot ordentlich schaukelte, denn seekrank wurden wir nicht.



Abbildung 19: Der Kegelclub mit Damen; 3. v.r. meine Eltern; 1925

In Sellin hatten wir einmal sogar Frau Liebezeit, die Waschfrau, als Hilfe mit. Sie wohnte, wie ich schon erzählt habe, in Dresden im gleichen Haus wie wir im Souterrain. Ihr Mann arbeitete als Nachtwächter in einer Firma. Wir Kinder besuchten sie gern, obwohl es furchtbar unordentlich in ihrer Wohnung war. Aber sie hatte eine Katze, die oft Junge zur Welt brachte, und man durfte auf dem Sofa herumturnen. Sie verbot uns nie etwas. Wenn die Eltern ausgingen, hat sie uns abends betreut. Damals gingen die Eltern oft aus, einmal sogar zum Opernball. Mutti trug ein neues hellblaues Seidenkleid mit Perlenstickerei und eine weiße Perücke. Ich fand das sehr aufregend. Vati ging jede Woche zum Kegeln in den Kegelclub „Junge Seehunde“, und die Damen besuchten sich dann abwechselnd zum „Kränzchen“. Wenn sie zu uns kamen,

brachten sie uns immer kleine Süßigkeiten mit. Das eine Mal waren sie schon bald sehr lustig. Wir Kinder lagen im Bett und hörten das, da sagte Herbert zu mir: „Jetzt fangen sie an zu heitern“. Und das stimmte. An diesem Abend machten sie richtig Blödsinn, versteckten zum Beispiel verschiedene Dinge an den unmöglichsten Stellen, so daß sie erst nach Tagen wieder gefunden wurden. Frau Herrmann hob sogar eine Tür aus den Angeln!

Für Frau Liebezeit war es etwas ganz Besonderes, mit uns an die See zu fahren. Sie hätte sonst niemals solch weite Reise machen können. Sie hielt das große Appartement sauber, kaufte ein, kochte für uns, und nachmittags hatte sie frei und ging mit uns Kindern an den Strand. Da konnten die Eltern dann ihre eigenen Wege gehen.



Abbildung 20: Meine Mutter mit ihrer Freundin Liesel; Fasching 1925

Im Gebirge waren wir auch, und zwar in Schöllang; das liegt bei Oberstdorf im Allgäu. Große Wanderungen konnten wir Kinder noch nicht machen, ich war vielleicht acht und Herbert vier Jahre alt. Einmal wollten wir auf einen kleineren Berg. Das wurde ein bißchen steil und Herbert streikte und rief: „Nein, das ist mir hier viel zu schief!“ Da nahm Vati ihn auf den Arm. Am Haus hatten wir eine schöne große Wiese, wo wir herumtollen konnten. Die Kirche stand direkt auf dem nächsten Grundstück, und ich durfte sonntags helfen, die Glocken zu läuten.

Ab 1929 ging die Wirtschaft bergab, es war eine Rezession. Viele kleine Betriebe gingen kaputt und 1930 machte Vati auch Konkurs. Da weinten die Eltern. Das machte mich auch traurig und gab mir ein beklemmendes Gefühl. Ostern 1931 wurde ich konfirmiert, und Freunde wollten mir das Konfirmationskleid schenken. Aber da war Mutti zu stolz. Ich bekam von den Eltern mein Kleid: Schwarz mit einem schönen weißen Kragen.

Die nächsten Jahre ging es uns schlecht. Beim Kaufmann mußten wir borgen, um Lebensmittel zu bekommen. Ich erinnere mich, daß wir einmal sonntags zur Liesel gelaufen sind. Sie war eine langjährige Freundin von uns und hatte eine kleine Kneipe mit Hausschlachterei in Dresden-Neustadt. Weit über eine Stunde brauchten wir für den Weg, aber von ihr bekamen wir eine kräftige Suppe, Wurst und Brot, das wir mit nach Hause nehmen konnten. Das hat uns damals sehr geholfen.

Irgendwie ging das Leben weiter. Vati besuchte mit einem Pritschenwagen die Brauereien, um etwas von seinen Beständen loszuwerden. Dort wurde er immer mit Bier bewirtet. Da er aber wenig im Magen hatte, blieb die Wirkung nicht aus. Wenn er seinen Wagen in die Einfahrt unseres Hauses bugsierte, bekam er Schwierigkeiten, ihn in der Spur zu halten. Mutti sprach ihn darauf an, und er sagte: „Bei dem pflostrigen Halper ist das Fahren gar nicht so einfach“. Wir haben sehr gelacht – er auch – und das wurde ein oft verwendeter Ausspruch. (Es sollte „bei dem holprigen Pflaster“ heißen.)

Es war eine schwere Zeit, aber man hat gelernt, zu sparen und keinen Pfennig unnütz auszugeben. Vati mußte den Offenbarungseid leisten. Das bedeutete, daß er dreißig Jahre lang alles, was er über einen kleinen Sozialsatz hinaus verdiente, abliefern mußte. So konnte er aber sein Geschäft nicht weiterführen, denn es bestand aus Kaufen und Verkaufen. Er änderte die Firma in J. Markgraf, damit war meine Mutter Inhaberin. Trotzdem ging das Geschäft

schlecht und er mußte bei der Ariston-Maschinenfabrik als Buchhalter arbeiten. Der Fabrik gehörte das Haus, in dem wir wohnten, und wir konnten die Miete nicht zahlen. Nach einiger Zeit löste Mutti ihn dort ab, und er widmete sich wieder seinem Geschäft.

Inzwischen hatte ich Ernst, meinen späteren Ehemann, im Juni 1933 kennengelernt. Und das kam so:

Ernst

Unsere Schule feierte wie jedes Jahr das Maifest. Für die Oberstufe gab es abends einen Schulball. Ich trug das erste Mal ein langes Kleid, rosa, Mutti hatte es mir genäht. Eva, meine Freundin, tanzte immerzu mit einem hübschen Studenten, der sie auch nach Hause brachte. Das war Ernsts Freund Heinz Baumbach. Er erzählte Ernst von Evas Freundin (das war ich), und er wollte mich kennenlernen. Wir überlegten nun, wie wir die beiden Studenten treffen

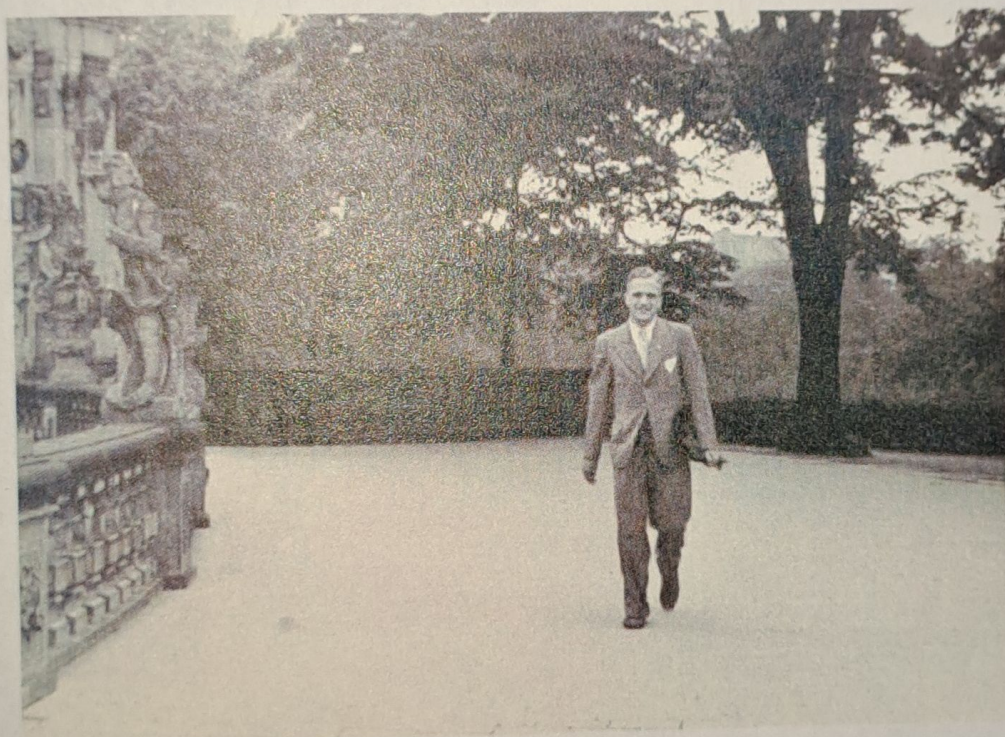


Abbildung 21: Ernst im Dresdner Zwinger, 1935

könnten, ohne viele Umstände machen zu müssen. Wir entschlossen uns, sie am Mittwoch nachmittag nach dem Sportunterricht vor der Ilgenkampfbahn (das war eine große Sportanlage) an einer Milchbude zu treffen. Aber ausgerechnet an diesem Tag fiel der Sport aus! Nun mußten wir eben extra mit dem Rad in die Stadt fahren. Wir konnten die beiden doch nicht einfach versetzen.

Außerdem waren wir neugierig, ich besonders. Ich durfte mir sogar für 1,20 M eine gelbe Polobluse kaufen, die gut zu meinem dunkelblauen Samtrock paßte. Pünktlich trafen wir uns und gingen anschließend im Großen Garten spazieren. Wir lachten viel, denn die beiden Studenten waren lustig und auch etwas frech, was uns natürlich gefiel. Danach habe ich Ernst sehr oft gesehen. Ich nannte ihn Teddy, das war sein offizieller Studentenspitze. Er holte mich fast jeden Tag von der Schule ab. Abends gingen wir manchmal tanzen in die „Mücke“, das war im Großen Garten eine hübsche Tanzdiele im Freien. Wenn es spät wurde, tanzten wir im Nachtlokal „Alt Wien“ weiter. Wenn seine Studentenverbindung eine Veranstaltung mit Damen hatte, lud er mich dazu ein. Er besuchte uns oft, wir machten kleine Ausflüge zusammen. Ich war sehr verliebt. Später gingen wir nicht mehr so oft zum Tanzen, obwohl ich es zu Hause behauptete, sondern in seine „Bude“ und machten uns einen zärtlichen Abend. Aber sehr leise mußten wir sein, denn Damenbesuch nach zehn Uhr abends erlaubten die Zimmerwirtinnen nicht. Das war unschicklich.

Einmal nahm Ernst mich mit in eine Vorlesung von Professor Barkhausen. Das hat mir gut gefallen. Ich wünschte mir sehr, später auch zu studieren. Aber leider war das für uns zu teuer.

Das schriftliche Abitur dauerte eine Woche. Jeden Vormittag wurde eine Arbeit geschrieben. Als am nächsten Tag Mathematik dran war, sind wir mit dem Motorrad ins Erzgebirge gefahren. Ernst meinte, ich solle mich lieber entspannen als noch für Mathe zu üben. Er hatte recht. Die Arbeit wurde eine Eins. Mathe war aber auch mein bestes Fach.

Als ich das Abitur bestanden hatte, holte Ernst mich mit einer großen Zuckertüte von der Schule ab.

Ungefähr 1935 mußte Ernst sein Studium abbrechen, weil er den arischen Großvater nicht nachweisen konnte. Er suchte sich Arbeit in einem Radio- und Phonogeschäft, wo er Geräte reparierte. Das war sein Spezialgebiet. Er baute mir zum Beispiel mal ein kleines Detektorradio, das mit einem Kristall arbeitete. Auf dem konnte man mit Hilfe einer Nadel verschiedene Radiosender



Abbildung 23: Mit Ernst und Heinz Baumbach; 1935

finden und sie dann im Kopfhörer hören. In der Firma hatte er die Idee, daß man besondere Wachsplatten selbst besprechen könnte für Geburtstagsgrüße oder Ähnliches. Dafür verbesserte er extra ein Mikrophon. Ich sollte dafür Werbung machen und Prospekte zu den Leuten bringen, was mir gar nicht lag. Aus diesem Projekt ist nichts geworden, es verlief sich im Sande.

Dann bekam Ernst eine Stellung bei Telefunken in Radeberg. 1938 wechselte er zur Fernseh-GmbH nach Berlin-Zehlendorf. Dort habe ich ihn oft übers Wochenende besucht. Nun beschlossen wir zu heiraten, sobald Ernst 500,- M im Monat verdiente. 1940 war es so weit.

1939 wollten wir eine Woche richtig Urlaub machen in Malter an der Talsperre. In der zweiten Nacht hörten wir durch die Wand laut im Radio Hitler sprechen: Der Krieg war ausgebrochen, es war der 1. September 1939. Wir mußten zurück, denn ich hatte mich beim Flugmeldedienst einzufinden.



Abbildung 24: Malter, 1939

Beruf

1936 ging mit dem Abitur die Schulzeit zu Ende. Ich suchte eine Lehrstelle im Büro. Die bekam ich bei der Ariston-Elka Maschinenfabrik, direkt hinter unserem Wohnhaus auf dem selben Grundstück. Ich verdiente 30,- M im Monat, bedeutend mehr als durch die Mathe-Nachhilfestunden, die ich in den letzten Jahren gegeben hatte. Nun wurde ich aber als kleines Lehmädchen behandelt und nicht als Erwachsene wie in den letzten drei Schuljahren. Natürlich fängt man erst mit ganz einfachen Arbeiten an: Korrespondenz ablegen, Botendienste innerhalb der Firma machen, auch Zigaretten oder Brötchen für die Bürochefs holen. Das war eine Umstellung, aber ich habe versucht, alle Arbeiten schnell und genau zu erledigen, und so wurde ich mit der Zeit respektiert. Steno und Schreibmaschine hatte ich in einem Extrakursus vorher gelernt. Für Maschineschreiben fehlte mir zunächst die Übung. Aber da mußte



Abbildung 25: Mit meinem Vater, 1937

ich ca. 200 gleichlautende Postkarten schreiben; das hat mein Schreibtempo sehr verbessert. In der Fabrik wurden Drehbänke und Druckmaschinen hergestellt. Ich ging gerne durch den Betrieb und freute mich, wenn ich dort etwas zu erledigen hatte. Die Arbeiter waren immer sehr freundlich zu mir und zeigten mir sogar, wie die verschiedenen Maschinen funktionierten; das interessierte mich. Ich bestand nach zwei Jahren die Prüfung zur Kaufmannsgehilfin. Der Chef mochte junge Mädchen und bandelte natürlich auch mit mir an. Ich fand das ganz spannend und aufregend, aber weit ließ ich es nicht gehen.

Die Ariston behielt mich, als ich ausgelernt hatte, für 105 M monatlich. Ich ging aber bald zu Zeiss-Ikon, weil Ernst dort arbeiten wollte. Doch dann nahm er die Stellung bei der Fernseh-GmbH in Berlin an, die für ihn sehr reizvoll war. Ich glaube, ich blieb bei Zeiss-Ikon nur ca. ein halbes Jahr. Es gefiel mir in der großen Firma nicht. Außerdem hatte ich einen sehr weiten Weg mit der Straßenbahn zu fahren. Ich nahm eine Stellung bei einem Anzeigenvertreter, Herrn Lehmann, an. Er diktierte mir gleich am ersten Tag 30 Seiten in den Stenoblock, und ich fürchtete, das nicht zu schaffen. Aber das waren nur die Rückstände, die liegengeblieben waren. Mit der Zeit regelte sich das, zumal ich natürlich immer schneller wurde, denn „Übung macht den Meister“.

Das Büro lag in der Wohnung, und nachmittags brachte mir Frau Lehmann immer eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen. Als Gehalt bekam ich 120 M netto, also ca. 150 M brutto.

Auch dort blieb ich nicht lange, denn ich wurde zu Hause gebraucht. Mutti ging zur Ariston arbeiten, Vati widmete sich seinem Geschäft, ich machte den Haushalt und die schriftlichen Arbeiten für ihn. Das hat mir sehr viel Spaß gemacht. Leider wurde ich, wie schon erwähnt, bei Kriegsbeginn zum Flugmeldedienst verpflichtet. Da hatten wir Schichtdienst, dreimal acht Stunden, von 6 - 14 Uhr, 14 - 22 Uhr und 22 - 6 Uhr. Im Land waren viele Beobachtungsposten eingerichtet, die jedes Flugzeug an die Zentrale melden mußten. Das waren wir, ca. 20 Telefonplätze. Wir nahmen die Meldung auf und gaben den Zettel zur Leitstelle zum Auswerten, damit Luftabwehr in Gang gesetzt werden konnte. Die Räume waren in einem Luftschutzkeller unter dem Hauptpostamt. Bei dem großen Angriff auf Dresden sind dort alle Menschen umgekommen.

Ich absolvierte diesen Dienst nicht gern; als gefragt wurde, ob jemand Steno und Schreibmaschine könne, habe ich mich sofort gemeldet. Nun schrieb ich für die Offiziere ihre Berichte, Befehle und so weiter.

Einer hatte in Chemnitz eine Strumpffabrik und schenkte mir zwei Paar Seidenstrümpfe! Ein anderer hatte eine Lederfabrik und schenkte mir ein Stück festes Leder, damit ich meine Schuhe besohlen lassen konnte. Das waren Dinge, die man nicht mehr kaufen konnte.

Später kam ich zur Kompanie-Geschäftsstelle. Das Büro befand sich nicht im Bunker, und ich hatte normale Arbeitszeiten. Dort blieb ich bis zu meiner Heirat im September 1940.

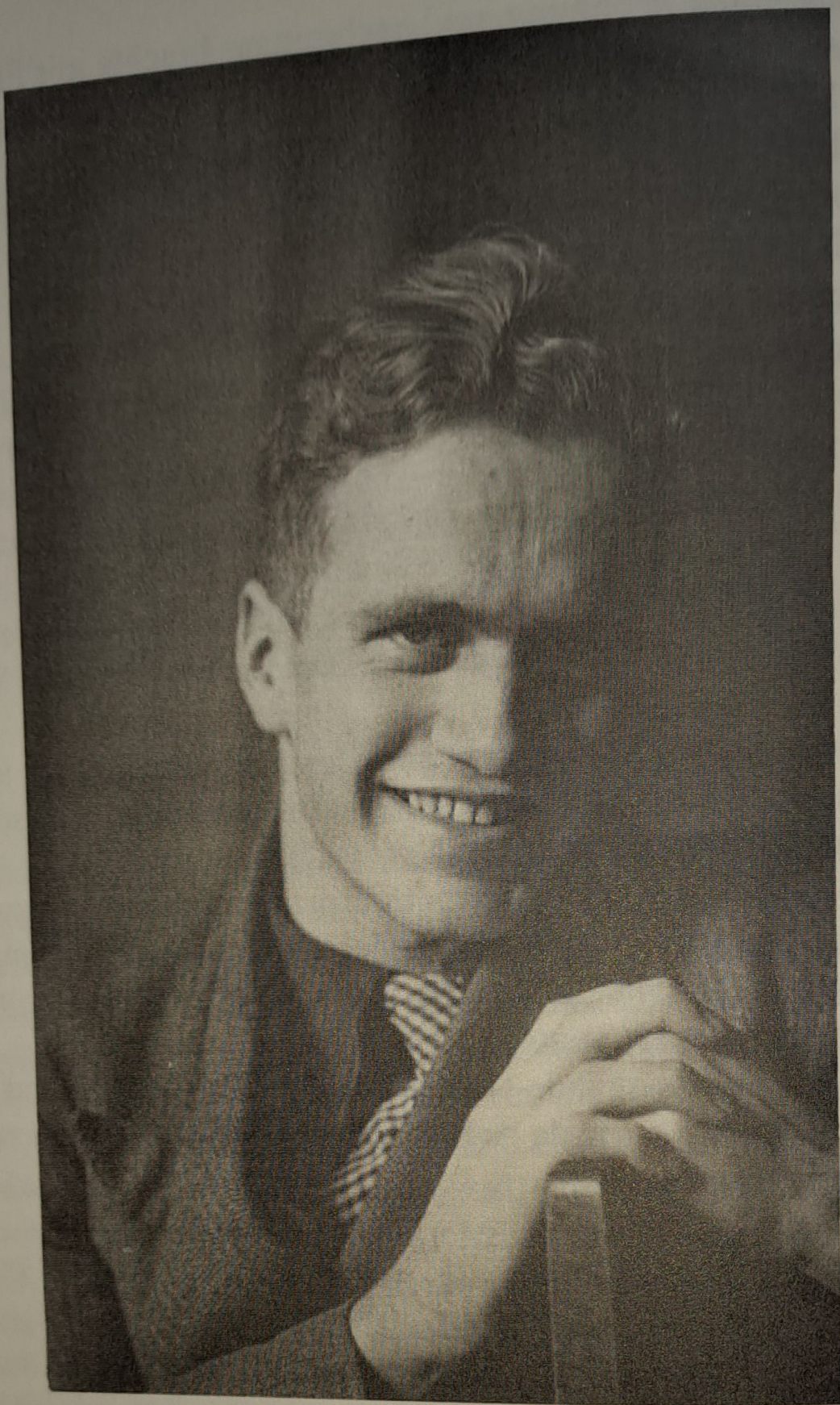


Abbildung 26: Portrait von Ernst, 1938

Familiengründung

Verlobung und Hochzeit

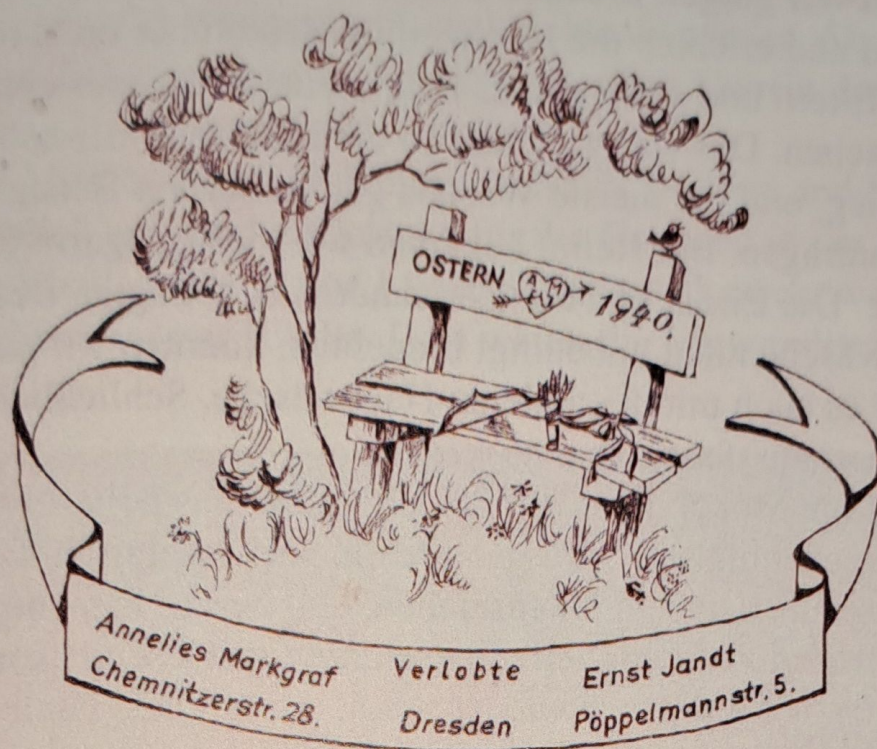


Abbildung 27: Unsere Verlobungskarte, 1940

Als wir uns zur Heirat entschlossen hatten, wollten wir uns erst verloben, wie es damals üblich war. Den Ostersonnabend hatten wir uns ausgesucht, es war der 24. März 1940. Dafür mußte ich natürlich ein neues Kleid haben. Mit Mutti kaufte ich den Stoff: Schwarzer Tüll mit verschiedenen großen Samtpunkten und schwarzen Crepe de Chine als Unterkleid. Damit gingen wir zu Muttis Schneiderin, die mir ein schönes langes Kleid daraus nähte. Die Verlobung feierten wir in unserer Wohnung. Es war eine fröhliche Feier, bei der sich Ernsts und meine Eltern das erste Mal richtig kennenlernten. Ernst

schenkte mir einen Bernsteinanhänger, den ich heute noch gerne trage. Leider konnten meine Großeltern an der Feier nicht mehr teilnehmen, da sie schon zu hinfällig waren. Ernst hat aber viele Aufnahmen gemacht, und so konnte ich ihnen die Bilder zeigen. Da war meine Großmutter beruhigt, daß Ernst ihr „Bubbl“ – so nannte sie mich immer – nicht sitzen ließ, sondern endlich heiraten würde. Wir gingen ja schon sieben Jahre zusammen! Leider starben die Großeltern bald und erlebten die Hochzeit im September nicht mehr.

Für meine Eltern und mich galt es nun, meine Aussteuer einigermaßen komplett zu machen. Das war gar nicht so einfach, denn wir hatten seit einem halben Jahr Krieg, und die meiste Wäsche gab es nur auf Bezugschein. Den mußte man beantragen. Bei Heirat bekamen wir vier Bettgarnituren, sonst jede Person nur eine. Die Eltern und die Verwandten beantragten Bezugscheine, und da sie die Bettwäsche nicht unbedingt brauchten, konnten wir sie für mich kaufen. So war es auch mit der anderen Hauswäsche. Schließlich hatte ich am Ende keine Riesenaussteuer, aber es reichte.

Nun kamen die Möbel dran. Ein Schlafzimmer aus poliertem Ahorn fanden wir und auch Küchenmöbel. Dazu gehörte ein Aufwaschtisch. Das war sehr wichtig. Den konnte man seitlich ausziehen, und hervor kamen zwei große Emailleschüsseln zum Abwaschen. Das schmutzige Geschirr konnte man erst mal hineinstellen und den Tisch wieder zuschieben. Auch Tisch und Stühle für das Wohnzimmer bekamen wir noch. Es war schwierig, in dieser Kriegszeit noch Möbel zu finden, die uns gefielen. Hergestellt wurden nur noch wenige, denn Holz wurde nicht mehr eingeführt, und außerdem wurden die meisten Leute eingezogen oder mußten für Rüstung oder Ausstattung der Wehrmacht arbeiten.

Guten Inlettstoff hatten wir auch bekommen; davon sollten dann die Federbetten genäht und gefüllt werden. Das erzählte ich Ernsts Mutter, und sie meinte, wir müßten den Inlettstoff überbrühen, sonst würde er auf die Bezüge abfärben. Ich habe keine Ahnung, warum sie das zu mir sagte. Vielleicht wollte sie testen, ob ich es richtig weiß? Diesen Stoff darf man nämlich nicht brühen. Er ist gewachst, damit er ganz dicht ist und keine Federn durchläßt. Mutti wollte es nicht tun, aber ich bestand darauf und meinte, Ernsts Mutter müßte das besser wissen als wir. Aber nun waren die Inletts verdorben, und so lange wir diese Betten hatten – viele Jahre –, ließen sie ganz kleine Federchen durch. So ganz habe ich das meiner Schwiegermutter nie verziehen.

Mein Brautkleid aus weißem, gepreßtem Pannésamt wurde wieder von unserer Schneiderin genäht, auch das blaue Kleid für das Standesamt. Dort gingen wir schon am Donnerstag, dem 12. September, hin. Die beiden Väter waren Trauzeugen. Nun waren wir schon ein Ehepaar. Am Freitag Abend fand der Polterabend statt. Der große, mit Steinfliesen belegte Lichthof in unserem Haus eignete sich ideal dafür, Geschirr zu zerschmeißen. Ernst und ich hatten schon einen Riesenhaufen weggeräumt, da krachte es wieder. Aber siehe da, es waren die gleichen Scherben wie vorher. Walter, mein Cousin, hatte sie aus dem Mülleimer wieder herausgeholt!

Am nächsten Morgen hatte ich Kopfwch. Nach Tablette und Hühnerbrühe gingen sie tatsächlich weg und ich konnte für die Hochzeit in der Kirche mit langem, weißem Kleid, Schleier und Myrtenkranz geschmückt werden. Mit der Pferdekutsche fuhren wir zur Kirche. Dort waren die Verwandtschaft,



Abbildung 28: 14. 9. 1940

Blumenstreichkinder und Schleppenträger versammelt. Dann ordnete sich der Zug. Meine Cousine Rosel ging vor uns und trug zwei hellblaue Kissen zum Draufknien, ihr Bruder Dieter trug die Schleppe. Es war schon ein besonderes Gefühl, am Arm meines Mannes durch die Kirche zu schreiten und dann vom Pfarrer Aé getraut zu werden. Anschließend wurde in der Kaufmannschaft gefeiert. Auf dem Weg dahin fuhr uns die Kutsche wie üblich am Storchbrunnen vorbei. Als Letzte trafen wir zur Feier ein. Mutti und Tante Trude hatten ein Lied gedichtet, Tante Grete kam als Kräuterhexe und brachte uns viele Kräutertees, die wir später gut gebrauchen konnten. Der Myrtenkranz wurde ausgetanzt, der Schleier ein wenig zerrissen, wie die alten Bräuche so waren. Leider konnte mein Bruder Herbert nicht dabei sein. Er war in Frankreich beim Arbeitsdienst und hatte keinen Urlaub bekommen.

Das Brautpaar verließ heimlich das Fest, denn wir wollten am nächsten Morgen zeitig mit dem Zug nach Berlin fahren, wo unsere neue Wohnung auf uns wartete.

Umzug nach Berlin

In Berlin wurde ich nicht wieder eingezogen und habe mich natürlich nicht gemeldet. Erst genoß ich es, nicht arbeiten gehen zu müssen. Da aber immer mehr Frauen zur Arbeit in Rüstungsbetrieben verpflichtet wurden, bin ich, um das zu vermeiden, zur Fernseh-GmbH gegangen und wurde für halbe Tage eingestellt.

Ich arbeitete bei Ernst im Labor. Das hat mir sehr gefallen. Ich habe viel Neues gelernt, es war mir nie langweilig. Zum Beispiel lernte ich Schaltungen lesen und Versuchsaufbauten zusammenlöten. Wenn sie nicht mehr benötigt wurden, habe ich Widerstände und Kondensatoren wieder sauber mit dem Lötkolben getrennt und in kleine Fächer geordnet. Manchmal habe ich viele Vektorrechnungen getätigt. Heute könnte ich das gar nicht mehr. Wenn die Ingenieure Berichte schreiben mußten, diktierten sie mir diese in die Maschine.

Nachmittags um drei Uhr ging ich nach Hause, Ernst kam abends. So konnte ich meinen kleinen Haushalt besorgen, einkaufen und kochen.

Wir hatten eine Zweieinhalbzimmerwohnung mit Bad und Etagenheizung. In der Küche stand der Heizofen, der mit Koks gefüttert wurde und möglichst nicht ausgehen sollte. An der Küche hatten wir eine Loggia. Die Adresse war



Abbildung 30: Unsere Berliner Wohnung; Ich nähe mir einen Bikini, Ernst hat den Schnitt gemacht; 1941

Laehrscher Jagdweg 26 in Berlin-Zehlendorf. Sonntags fuhren wir gern mit den Rädern weg. Dann schlichen wir uns heimlich hinten aus dem Haus, damit Ernst nicht irgend etwas für die Partei machen mußte (Geld einsammeln, kaputte Bäume zählen usw.). Im Sommer fuhren wir oft an den Schwielowsee zum Schwimmen. Da er frei liegt, war immer etwas Wind, und es gab keine Mücken. Die mochte ich schon damals nicht.

Schlimm waren die nächtlichen Luftangriffe. Fast jede Nacht heulten die Sirenen. Das bedeutete: Schnell anziehen, Licht aus, Verdunklung hochziehen, Fenster auf, Notkoffer schnappen und ab in den Keller.

Dort hörten wir die Flugzeuge, in der Ferne Bomben fallen. Dann Stille. Nach ein bis zwei Stunden tönten die Sirenen Entwarnung und man konnte ins Bett gehen. Es kam vor, daß nach kurzer Zeit das Theater wieder losging. Das Schlimmste, was bei uns passierte, war eine Luftmine, die ca. 100 m entfernt niederging. Bei uns hatte sie Fenster und Schranktüren auf- und zugeschmettert, Blumentöpfe umhergewirbelt, aber es war nichts Erhebliches kaputtgegangen.

Verlagerung ins Sudetenland

Viele Betriebe wurden wegen der Bombenangriffe in kleine Orte „verlagert“, so auch die Fernseh-GmbH. Wenn ich mich recht erinnere, war es 1943. Wir packten und bereiteten alles vor. Die nötigsten Möbel – Schlafzimmer und Küche – sollten mitgenommen werden.

Kurz vor dem Umzugstermin mußte Ernst nach Einring in Bayern zum Erproben einer Fernsehkamera. Sie sollte eine Bombe automatisch ins Ziel lenken. Dafür mußte er abenteuerliche Flüge mitmachen, was für ihn gar nicht so einfach war. Übrigens ist diese Kamera nie eingesetzt worden.

Ich blieb allein zurück. Ausgerechnet in der letzten Nacht vor Abfahrt unserer Fernsehgruppe hatten wir einen schweren Angriff. Berlin-Steglitz stand in Flammen. Von Zehlendorf aus mußten wir durch Steglitz durch, um an den Bahnhof zu kommen. Also bin ich ganz zeitig aufgebrochen, denn die S-Bahn fuhr nicht, was ich schon befürchtet hatte. Mit Bussen erreichte ich auf großen Umwegen den Bahnhof. Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, sahen wir noch lange eine Riesenrauchwolke über Berlin stehen.

Unser Ziel war Tannwald im Sudetenland. In eine stillgelegte Spinnerei war die Fernseh-GmbH eingezogen. Ich wohnte zunächst in Gablonz im Hotel. Nach ca. 14 Tagen rief mich unser Direktor, Dr. Schubert, zu sich und teilte mir mit, daß sie in Tannwald-Schumburg zwei Zimmer mit Herd gefunden hätten, die vielleicht für uns günstig wären, da ich auf den Herden etwas kochen könnte. Ernst war inzwischen eingetroffen, und so sahen wir uns die Räume an. Sie lagen im ersten Stock eines alten Hauses. Die Toilette befand sich im Erdgeschoß, natürlich ein Plumpsklo. Wasserleitung war auf dem Flur. Wir nahmen die beiden Zimmer; große Ansprüche konnte man sowieso nicht stellen. Die schiefen Wände fanden wir romantisch, und so richteten wir das eine als Schlafzimmer ein und das andere zum Wohnen. Am Schlafzimmer hatten wir eine kleine Abseite, wo wir Koffer und Kisten abstellen konnten. Da es dort kühl und luftig war, bewahrten wir anfangs auch unsere Lebensmittel darin auf. Aber bald hatten Mäuse Mehl- und Zuckertüten angeknabbert, so daß wir diese Dinge fest unter Verschuß halten mußten. Außer der Hausbesitzerin Frau Bartels, die das Erdgeschoß bewohnte, lebte oben noch ein älteres Ehepaar. Nach kurzer Zeit zog unten Familie Matzke ein.

In der Woche mußten wir immer sehr früh aufstehen, um mit dem Zug nach Tannwald zu fahren. Ich glaube, ich arbeitete bis zwei Uhr. Ernst machte damals viele Überstunden und kam manchmal erst spät in der Nacht nach Hause. Sonntags schliefen wir natürlich lange, und wenn wir dann aus dem Schlafzimmer ins Wohnzimmer gingen, kam bestimmt die Nachbarin aus ihrer Stube und sagte: „Guten Morgen! Aa schon munter?“ Das hat uns amüsiert, und wir haben es später manchmal selbst gesagt, wenn einer sehr spät aufstand.

Wir haben uns in diesem Haus ganz gut gefühlt, obwohl alles recht primitiv war. Sehr umständlich war das Wäschewaschen. Waschmaschine gab es ja überhaupt noch nicht. Im Erdgeschoß war eine Art Waschküche mit großer Wanne zum Einweichen und einem Kessel zum Kochen. Nachdem man dann mit dem Waschbrett alles durchgerumpelt hatte (danach waren die Fingerknöchel wund!), kam das Spülen dran, und zwar im eiskalten Bach, der direkt am Haus vorbeifloß. Ich glaube, ich habe es nur einmal selbst gemacht. Dann ließ ich die Wäsche von meiner Nachbarin waschen, die sich gerne ein paar Mark damit verdiente.

Sonntags haben wir oft lange Wanderungen unternommen, denn die Gegend ist sehr schön. Als der Winter mit viel Schnee kam, konnten wir uns Skier leihen. Sie waren natürlich aus Holz und hatten Riemen, die man um die Lederschuhe schnallte. Ernst kaufte sich sofort ein Skilehrbuch, denn alles, was er anfang, machte er gründlich. Auf einem Hang direkt hinter dem Haus übten wir fleißig Schneepflug, Stemmbogen usw. Sonntags gingen wir dann auf Tour, freuten uns an der schönen Landschaft und sahen Häuser, die bergseitig bis zum Dach zugeschneit waren. Oben auf der Stephanshöhe bekam man in einem Restaurant eine Portion leckere Bratkartoffeln und brauchte nur eine 10 g Fettmarke abzugeben.

Im Frühling blühten auf goldgelben Wiesen die Löwenzahn zu Tausenden. Da besuchte uns Tante Grete, Muttis ältere Schwester, für zwei Wochen. Es ging ihr seelisch sehr schlecht. Ihr Sohn Walter war gefallen, und außerdem hatte sie in der Stadt immer Angst vor Luftangriffen, obwohl in Dresden bis dahin noch nie einer gewesen war. In der dörflichen Ruhe und Abgeschiedenheit hat sie sich etwas erholt.

Die Lebensmittel, die wir schon den ganzen Krieg über auf Karten zugeteilt bekamen, reichten aus. Man brauchte nicht zu hungern, aber konnte natürlich auch nicht üppig essen. Auf dem Lande hatten wir die Möglichkeit, uns Obst zu

beschaffen. Im Herbst 1944, Mutti war zu Besuch, fuhren wir beide mit der Bahn nach Plischkowitz-Ploschkowitz (ich glaube, so hieß das Nest), um Zwetschgen zu holen. Die Züge waren vollgestopft mit Menschen. Irgendwo mußten wir umsteigen und dort im überfüllten Wartesaal ewig auf den ebenfalls vollen Anschlußzug warten. Es war sehr anstrengend, aber am Ende kamen wir glücklich mit Rucksack und Koffer voll Zwetschgen wieder in Tannwald an.

Gudrun meldet sich an

Eigentlich wollten wir während des Krieges kein Kind haben. Aber er hörte und hörte nicht auf. Wir wollten nicht mehr warten und wünschten uns ein Baby. Es klappte nicht gleich, und ich sah schon neidisch auf junge Frauen, die ein kleines Kind im Wagen hatten. Aber dann eines Nachts war es doch geglückt, und ich wurde schwanger. Wir freuten uns sehr, obwohl wir uns die ungünstigste Zeit ausgesucht hatten. In den ersten Kriegsjahren erhielten werdende Mütter besondere Zuteilungen: Etwas mehr Butter, mehr Milch, ab und zu eine Apfelsine, sogar Konfekt. Aber Ende 1944 gab es nichts Besonderes mehr. Das einzige war, daß wir nicht anstehen mußten. Auch die Textiltuteilungen wurden knapp. Ich bekam zum Beispiel nur zehn Mullwindeln, zwei Einschlagtücher und ein paar kleine Flanellwindeln.

Gegen Ende des Jahres hörte ich auf zu arbeiten und wurde nett verabschiedet. Die Mitarbeiter schenkten mir eine Radioröhre auf einem Sockel, in der ein kleiner roter Teufel aus Glas auf einer Schaukel saß. Das sollte der Schaltteufel sein, den ich öfter besiegt hätte.

Nun fanden wir eine Wohnung in einem Neubau in Obertannwald. Dort hatten wir eine Wohnküche, nebenan ein Schlafzimmer, einen kleinen Flur und eine Innentoilette mit Wasserspülung. Das Haus lag am Hang, und der Weg führte weiter über ein paar Felder in den Wald hinein. Jetzt konnte Ernst seinen Arbeitsplatz in einer Viertelstunde zu Fuß erreichen.

Die nächste Zeit verlief ruhig. Wir merkten dort nichts vom Krieg, nur im Radio hörten wir immer öfter, daß die Truppen überall auf dem Rückzug waren. Dann wurde am 13. Februar 1945 Dresden durch Bombenangriffe vollständig zerstört.

Bombenangriff auf Dresden

Zwei Tage später kam Mutti bei uns an: Übernächtigt und kaputt, aber froh, mit dem Leben davongekommen zu sein. Ihre Sachen rochen streng nach Rauch. Sie erzählte, daß am 13. abends das Radioprogramm unterbrochen wurde mit der Meldung, daß Bomberverbände in Richtung Dresden fliegen. Gleichzeitig fingen draußen die Sirenen an zu heulen, alle eilten in die Luftschutzkeller. Vati war beim Volkssturm und mußte zum Dienst. Man hörte die Bomben fallen. Nach ca. zwei Stunden kam Entwarnung. Die Menschen kehrten in ihre Wohnungen zurück. Im Schlafzimmer meiner Eltern lag alles voller Scherben, weil die Fenster geborsten waren. Mutti fing an aufzuräumen, da kam der nächste Alarm. Als der vorbei war, brannte fast die ganze Stadt, auch unser Haus, und die Leute rannten, um sich in Sicherheit zu bringen. Weiter draußen in Plauen in einer Schule war ein Sammelplatz, dort ging Mutti mit Tante Trude – sie wohnte auch in unserem Haus – erstmal hin. Sie trafen Tante Grete und Onkel Arno. Sie waren sehr verstört, ihre Wohnung und ihre Drogerie, alles zerbombt.

Vati kam auch zu diesem Treffpunkt, und die Eltern beschlossen, daß Mutti versuchen sollte, irgendwie zu uns zu kommen. Zu Fuß, mit Lastwagen und dann mit dem Zug erreichte sie uns schließlich. Leider hatte sie bei dem Durcheinander nicht erfahren können, wie es Ernsts Eltern ergangen war. Später erfuhren wir, daß sie auch ausgebombt und vor dem Feuer an die Elbe geflohen waren. Zum Glück hatten sie ihr Leben gerettet, aber ihr Hab und Gut war weg.

Langsam merkten auch wir mehr vom Krieg. Die Ostfront rückte immer näher. Ein Teil der Fernseh-GmbH wurde nach Taufkirchen in Bayern verlagert. Wir wollten mit, obwohl die Züge von Tieffliegern angegriffen wurden. Da ich aber mittlerweile im achten Monat schwanger war, mochte mir niemand diese Strapaze zumuten und eine Frühgeburt riskieren. Also blieben wir in Obertannwald. Manche Nacht klirrten die Gläser im Küchenschrank von der Artillerie. Ernst war inzwischen zum Volkssturm eingezogen worden. Sie bereiteten Straßensperren gegen die Panzer vor mit großen Balken und Steinen, was natürlich lächerlich war.

Gudruns Geburt und das Ende des Krieges

Die Geburt rückte immer näher. Wir meldeten mich an drei Stellen an: Im Krankenhaus in Tannwald-Schumburg, bei der Hebamme in Obertannwald und im Wöchnerinnenheim in Gablonz. Am 27. April begannen leise Vorwehen. Da ich keine Ahnung hatte – es war ja mein erstes Kind –, dachte ich, nun würde das Baby kommen. Ernst fuhr mich mit einem Handwagen (ich wollte laufen, aber ich durfte nicht, so besorgt war er) ins Krankenhaus, doch die Schwester dort meinte, ich solle ruhig wieder nach Hause gehen und am nächsten Morgen wiederkommen.

Im Krankenhaus gefiel es mir überhaupt nicht. Fünf oder sechs Frauen lagen in einem schmalen Zimmer bei schrecklicher Luft und erwarteten ihr Baby. Ich war froh, daß ich wieder gehen konnte. Am nächsten Morgen fuhren wir mit dem Zug nach Gablonz. Das Wöchnerinnenheim gefiel mir besser. Ich hatte ein Zimmer für mich; im Kreißsaal war ich auch alleine; das lag daran, daß es die letzte Entbindung war, die dort stattfand. Ein großer Teil des Personals und einige Ärzte waren schon vor der näher rückenden Front geflohen. Zehn Minuten vor Mitternacht kam meine kleine Gudrun (sie wog nur 5 $\frac{3}{4}$ Pfund) zur Welt, und ich war glücklich. Da ich nach der Geburt genäht worden war, mußte ich noch ein paar Tage liegen. Gudruns Bettchen stand in meinem Zimmer, so konnte ich sie tagsüber immer sehen. Nachts wurde sie hinausgebracht, und morgens hörte ich schon draußen ihr helles Stimmchen, wenn die Schwester sie zum Stillen holte.

Ernst besuchte mich oft, Mutti kam auch manchmal mit. Als Ernst am 1. Mai die Nachricht von Hitlers Selbstmord brachte, haben wir beide geweint. Wir weinten nicht um Hitler, aber nun war es klar, der Krieg war verloren, und wir wußten nicht, wie es weitergehen sollte. In was für eine Zukunft hatten wir unser Kind gewünscht! Wir waren traurig. Am 7. Mai sollte ich aus der Klinik entlassen werden, aber es war kein Fahrzeug aufzutreiben, das uns zum Bahnhof gebracht hätte. Die Hebamme meinte, bis zum nächsten Tag fände sie bestimmt einen Wagen für mich, doch ich wollte nach Hause. So sind wir zum Bahnhof gelaufen, und das ging ganz gut. Was für ein Glück! Am nächsten Tag war die Kapitulation, und es fuhr kein Zug mehr. Die Straßen waren verstopft von zurückkehrenden Soldaten, die alle der russischen Kriegsgefangenschaft entfliehen wollten. Ich weiß nicht, wie ich da hätte heimkommen sollen.

Mutti hatte inzwischen einen „Volkskinderwagen“ auf Bezugschein besorgt. Eine Matratze dafür gab es nicht mehr, also hat sie eine selbst gemacht, indem sie Heu in einen Stoffbeutel stopfte.

Es war sehr aufregend, auf einmal ein Baby zu haben, einen Menschen mehr in der Wohnung. An einem der ersten Tage, ich war gerade dabei, Gudrun frische Windeln zu geben, kamen Tiefflieger und schossen mit Maschinen-gewehren umher. Ganz schnell flohen wir in den Flur, denn so ein Geschöß konnte sehr leicht ins Fenster fliegen und uns treffen. Da saßen wir eine lange Weile, ehe wir uns wieder ins Zimmer wagten. Zum Glück ist kein Flugzeug wieder gekommen.

Ich konnte stillen, aber nach kurzer Zeit bekam ich eine Brustentzündung. Der Arzt verschrieb mir Salbe und Tabletten, die Ernst in der Apotheke in Tannwald-Schumburg holen mußte. Das war mindestens eine halbe Stunde zu laufen, oben am Waldrand entlang. Auf dem Rückweg hielt ihn ein russischer Soldat an und schaute erst einmal, was Ernst an Wertsachen bei sich hatte. Er fand seinen goldenen Vierfarbstift und nahm ihn an sich. Nun wollte er wissen, weshalb Ernst dort entlanglief. Er erklärte ihm, daß seine Frau krank sei und er in der Apotheke die vom Doktor verschriebenen Medikamente geholt habe. Der Soldat hatte nur „Doktor“ verstanden und dachte, Ernst sei Arzt. Da mußte er mit in die Unterkunft der russischen Soldaten kommen, wo ein Offizier mit einem kranken Bein lag, und zwar hatte er ein Riesenfurunkel. Ernst war geistesgegenwärtig genug, das Spiel mitzuspielen. Erst verlangte er heißes Wasser und ein sauberes Tuch, wusch sich die Hände und die Umgebung der Wunde und drückte dies Eiterding mit aller Kraft aus. Der Offizier schrie auf, aber hielt still. Dann verband Ernst die Wunde notdürftig und gab dem Patienten zwei Tabletten, die ja gegen Entzündung waren und vielleicht auch geholfen haben. Nun durfte er gehen. Der Soldat brachte ihn hinaus, klopfte ihm auf die Schulter und gab ihm seinen goldenen Stift zurück. Zu Hause haben wir inzwischen gebangt und malten uns die schlimmsten Dinge aus, denn damals wurden oft Leute von der Straße aufgegriffen und mitgenommen. Man wußte nicht, wann oder ob man sie überhaupt wiedersah. Wie glücklich waren wir, als Ernst heimkam! Er erzählte uns sein Abenteuer, und ich bewunderte ihn, daß er trotz großer Angst so klug und ohne Panik gehandelt hatte.

Der Krieg war vorbei, aber für uns begann eine unruhige und schwierige Zeit. Wir erhielten kärgliche Lebensmittelkarten, zum Beispiel fast kein Fleisch,

keine Eier, wenig Fett, wenig Brot. Milch bekamen nur Kinder, einen Viertelliter pro Tag. Wir kannten eine deutsche Bäuerin, Frau Schnabel, bei der wir schon immer Milch und Butter geholt hatten; sie gab mir jeden zweiten Tag drei Viertelliter Milch. Mehr konnte sie auch nicht, denn sie wurde streng kontrolliert. Im Sommer gingen wir fast jeden Tag in den Wald, um Pilze zu suchen, obwohl wir das nicht durften. Diese Zeit half uns, die Pilze kennenzulernen. Mit einem Pilzbuch zogen wir los, und alles, was eßbar war, wurde eingesammelt. Ein großes Glück war, daß wir im Herbst Frau Schnabel bei der Kartoffelernte helfen durften, wofür wir einen Zentner Kartoffeln bekamen. Als wir bei der Arbeit waren, holte sie mittags eine „Brotzeit“. Solch selbstgebackenes Brot mit selbstgemachter Butter hat mir nie wieder so gut geschmeckt wie damals.

Alle Deutschen hatten eine weiße Armbinde zu tragen. Es konnte passieren, daß Frauen einfach für irgendeine Arbeit mitgenommen wurden. Gretchen Günther zum Beispiel mußte von russischen Soldaten verlassene Unterkünfte säubern, und die waren in einem schweinischen Zustand. Vor allem die Toiletten sahen fürchterlich aus, weil die Russen sich nicht auf die Toilette gesetzt, sondern gestellt hatten; in Rußland bestanden die Toiletten nämlich meistens nur aus einem Loch mit zwei Trittbrettern daneben.

Viele Sudetendeutsche wurden deportiert; sie kamen in Lager, wo sie sehr schlecht behandelt wurden, ehe sie nach Deutschland abgeschoben wurden. Sie durften nur 30 Kilo Gepäck mitnehmen und wurden meist nachts überraschend abgeholt. Wir haben es selbst gehört, wie in der Nachbarschaft die Leute nachts schrien und weinten, und am nächsten Tag waren sie fort.

Um den 20. Mai herum wurde bekanntgemacht, daß alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren sich morgens auf dem Marktplatz einzufinden hatten mit etwas Verpflegung und einer Decke. Wir waren so verzweifelt, daß wir nicht einmal weinen konnten. Als wir das letzte Mal nebeneinander auf der Couch saßen, nahm Ernst mich in die Arme und sagte mir, daß er eigentlich uns alle hatte erschießen wollen (Im Werk hatten kurz vor Kriegsende alle Angestellten eine Pistole bekommen), aber als er die kleine Gudrun in ihrem Bettchen ansah, wußte er, daß er es nicht fertigbringen würde. So gab er mir die Pistole, damit ich sie irgendwo vergrub. Das habe ich auch bald getan, denn wir durften ja keine Waffen besitzen.

Nun ging Ernst fort, und wir hatten keine Ahnung, ob wir uns jemals wiedersehen würden. Ich fühlte mich innerlich wie abgestorben; niemand wußte, wie das Leben weitergehen sollte. Meine Mutter war damals eine große Stütze für mich.

Nach ca. einer Woche kam das Gerücht auf, daß unsere Männer in Morchenstern auf einer Wiese rasteten. Frau Matzke hatte das irgendwie erfahren. Wir haben alles Eßbare und Trinkbare eingepackt, im Kinderwagen verstaut und sind losmarschiert. Tatsächlich fanden wir die Männer, von russischen Soldaten bewacht. Wir waren glücklich und traurig zugleich, denn wir wußten, daß wir uns bald wieder trennen mußten, und vielleicht für immer. Nach einiger Zeit fing Gudrun im Kinderwagen an zu schreien, weil sie Hunger hatte. Ein russischer Soldat wußte sofort, was los war, und er bedeutete mir, daß ich sie füttern solle. Da bin ich mit dem Baby zu einem Haus gegangen. Die Frau ließ mich hinein, damit ich das Kind in Ruhe stillen konnte. Ein Weilchen konnten wir noch bei Ernst bleiben, dann mußten wir gehen und wieder Abschied nehmen.

Nach ein paar Tagen wieder ein Gerücht: Die Männer sind zurück, sie halten sich auf dem Werksgelände auf, wir dürfen sie mittags besuchen. Sofort haben wir „Stoppeln“ gekocht, die Ernst besonders gerne aß. Das sind kleine Würstchen aus Kartoffelkloßteig, die mit brauner Butter übergossen und Zucker und Zimt bestreut werden. Als wir hinkamen, waren wir überwältigt von der Freude und dem Glück, daß alle unsere Männer wieder zurück durften. Das hatte Dr. Schubert, der Direktor der Fernseh-GmbH, vollbracht. Er war zu einem maßgebenden Tschechen gegangen und hatte ihm klargemacht, daß die Firma sehr wichtig für die Tschechoslowakei sein könnte, was der Mann auch einsah. Sofort fuhren sie dem Treck hinterher. Als sie ihn erreichten, verhandelte der Tscheche mit dem russischen Kommandanten. Tatsächlich mußten nun alle Betriebsangehörigen der Fernseh-GmbH und einer wichtigen Spinnerei in Tannwald (Pribsch) heraustreten aus der Kolonne und den Rückmarsch beginnen. Ernst meinte später, daß es ein schlimmes Gefühl war, die Zurückbleibenden so verzweifelt zu sehen, ohne ihnen helfen zu können. Jahre später erfuhren wir, daß die meisten Männer verschollen und nur sehr wenige zurückgekehrt sind.

Einige Tage mußten die Männer noch im Werksgelände bleiben, damit sie nicht wieder von den Russen aufgegriffen wurden. Aber das russische

Oberkommando war anscheinend nun auf die Fernseh-GmbH aufmerksam geworden. Nach wenigen Tagen beschlagnahmten sie die ganze Firma und nahmen Dr. Schubert mit, der in Gefangenschaft kam und erst nach acht Jahren entlassen wurde. Wir erhielten einen besonderen Ausweis, damit die Tschechen uns nicht einfach von der Straße weg kassieren konnten für irgendwelche Arbeiten. Also hatten erst die Tschechen die Männer vor der russischen Gefangenschaft bewahrt, aber nun war es so weit, daß die Russen uns vor den Tschechen schützten.

Von Zeit zu Zeit verteilten die Sowjets Lebensmittel. Nun brachte Ernst ab und zu Nudeln, Reis, Butter, Margarine und sogar Fleisch mit, allerdings Pferdefleisch. Die Russen beschlagnahmten alle Pferde und banden ihnen die Vorderfüße zusammen, damit sie nicht weglaufen konnten, bevor sie nach Rußland getrieben wurden. Da verletzte sich manches Tier und wurde eben geschlachtet.

Trotzdem hatten wir nicht genug zu essen, und Ernst verhökerte sein Fahrrad für Butter und Dauerwurst und auch sein Frackhemd, denn das brauchte er nicht mehr. Ich ging mit Oma öfter in den Wald, um Brennholz und Pilze zu holen, und in dem großen Spankorb hatten immer ein paar Kartoffeln und auch frische Möhren Platz, die wir von den Feldern klauten. Im Spätsommer deckten wir unseren Vitaminbedarf mit Blaubeeren, die es dort reichlich gab.

Was das Wetter betraf, hatten wir einen schönen Sommer. Tagsüber stellte ich den Kinderwagen immer in den Garten am Haus; da war eine große Wiese, mit Bäumen bestanden. Wenn es Gudrun ungemütlich wurde, fing sie mit ihrem hellen Stimmchen so laut an zu schreien, daß ich es bequem oben in der Wohnung hören konnte. Einmal hörte ich sie sogar im Wald beim Pilzesuchen. Aber als ich am Haus ankam, hatte Oma sie schon beruhigt.

Eines Tages klingelte es, ein junger russischer Offizier stand vor der Tür. Er starrte mich anzüglich an, schlug mit seiner Reitpeitsche auf seine Lederstiefel, betrat die Wohnung und ging durch die Küche ins Schlafzimmer, wo Gudrun im Bettchen lag. Ich hatte große Angst, versuchte aber, sie mir nicht anmerken zu lassen. Zum Glück bemerkte der Mann dann auf dem Tisch einen Wobbelsender, den Ernst oft für seine Bastelarbeiten benutzte. Er glaubte wohl, einen Spion entdeckt zu haben und verließ eilig unsere Wohnung.

Nach kurzer Zeit erschienen vier tschechische Soldaten, die eine Hausdurchsuchung machten. Der Russe hatte sie alarmiert. Sie wühlten alles durch

und entdeckten dabei ein kleines, selbstgebautes Radio, das wir natürlich nicht haben durften. Ernsts sämtliche elektrischen Sachen und Werkzeuge sammelten sie in unseren großen Reisekorb, den sie dann wegschleppten, zusammen mit meinem Fahrrad, das sie beschlagnahmten und mir dafür sogar eine Quittung gaben. Ich lief sofort ins Werk zu Ernst, und er konnte erreichen, daß die Tschechen seine Sachen dorthin bringen mußten, wo sie dann auch blieben. Mein Fahrrad war aber weg.

Das alles war eine große Aufregung gewesen. Das Herz hatte mir bis in den Hals geklopft. Einen Tag lang hatte ich beim Stillen fast keine Milch.

Eines Tages im Herbst wurden die Ingenieure und Techniker zu einem Essen bei Oberst Sokolov eingeladen und davon unterrichtet, daß man sie gerne nach Rußland bringen wolle, wo sie herrlich arbeiten und für das große Land das Fernsehen aufbauen könnten. Sie bekämen Wohnungen, auch für die Familien, Möbel und Hausrat würden mitgenommen. Nach einer kurzen Frist sollten sich alle entscheiden. Da aber kaum jemand mitkommen wollte, ließ der Oberst die Katze aus dem Sack: Eine Stammgruppe müsse auf alle Fälle nach Moskau. Wenn die Familien nicht mitkämen, würden die Männer alleine hingebracht. Nun, das wollten wir nicht! In diesen Zeiten wollten wir uns auf keinen Fall trennen. Also beschlossen wir, nach Moskau zu gehen, denn Ernst gehörte zur Stammgruppe. Das waren, soviel ich erinnere, neun Ingenieure und fünf Techniker.

Rußland

Aufbruch in die Sowjetunion

Anfang Dezember erfuhren wir, daß am Fünfzehnten die Reise losgehen sollte. Kisten lieferten die Russen, aber packen sollten wir natürlich selbst. Das war auch besser, denn so wußten wir, daß nichts abhanden kam. Die Männer mußten Holzgestelle in die Güterwagen bauen, damit wir unsere Matratzen darauflegen konnten. Am letzten Tag kamen die russischen Soldaten, luden Kisten und Möbel auf einen Wagen und brachten alles zum Zug. Sogar den eisernen Küchenofen, der uns gar nicht gehörte, luden sie mit auf und meinten, daß wir ihn gut gebrauchen könnten, womit sie recht hatten. Draußen war eine kalte, klare Mondnacht. Der Schnee knirschte unter den Füßen. Gudrun lag warm in ihrem Kinderwagen. Außer ins Bettzeug hatten wir sie noch in zwei Kaninchenfelle gepackt, die Opa uns mal geschickt hatte. Ein kleines braunes Schächtelchen stand neben ihr mit etwas Zucker drin, falls sie unruhig würde und wir ihr den Schnuller versüßen mußten. Aber sie lag ganz still und schaute mit großen Augen in die Nacht. Zwei russische Soldaten folgten uns um sicherzustellen, daß wir auch wirklich zum Bahnhof gingen. Mein Gefühl war zwiespältig: Auf der einen Seite etwas Angst und Ungewißheit, auf der anderen Seite Hoffnung, daß es gut gehen wird, und auch ein bißchen Abenteuerlust.

In unserem Güterwagen wohnten noch Familie Matzke mit Hiltrud (2) und Gisbert (5) und Herr Siegel. In der Mitte eines jeden Wagens stand ein eiserner Ofen, Brennmaterial war auch etwas da.

Am nächsten Morgen hielt der Zug irgendwo an, und wir mußten Verpflegung fassen. Das war reichlich, und zwar alles ehemalige Wehrmachtverpflegung. Klo hatten wir keins im Wagen, sondern mußten Eimer und Nachttopf benutzen. Wenn der Zug anhielt, und das geschah oft, kippten wir alles aus. Allerdings benutzten wir auch die Haltezeiten, um unsere Notdurft draußen zu verrichten. Das war aber immer etwas spannend, denn man wußte nie, wann der Zug sich wieder in Bewegung setzen würde.

Wenn die Lok Wasser tankte, bekamen wir ebenfalls welches. Oft hielt der Zug auf Verschiebebahnhöfen. Da standen auch andere Güterzüge, darunter welche, die mit Kohle beladen waren. Dann hieß es: „Kohle fassen!“



Abbildung 31: Pause während des Transports; Im Wagen meine Mutter mit Gudrun und mir; 1945

Alle Männer schwärmten aus mit Eimern und Schaufeln, um unter russischer Bewachung Kohle zu klauen.

Wenn der Zug anfuhr, ruckte es fürchterlich. In einer Nacht fiel dabei unser eiserner Ofen um. Blitzschnell sprangen wir aus den Betten, um ihn wieder aufzustellen und eventuell vorhandene Glutreste hinauszwerfen, damit der Wagen nicht etwa Feuer fing. Ein paar Kaffeetöpfe waren heruntergefallen, aber nichts war kaputtgegangen.

Da bei dem Ruckeln und Schwanken das Mittagessen so leicht aus dem Topf herausschwappte, hatte Ernst die Idee, den Topf an drei Punkten aufzuhängen. Er probierte es aus, und es ging prima. Wir saßen alle um unseren Ofen herum, darüber schwebte der Topf mit einem herrlich duftenden Eintopf.



Abbildung 32: Pause während des Transports; 1945

Plötzlich verrutschte die Aufhängestrippe, und ein großer Teil der heißen Suppe ergoß sich über Herrn Siegels Bein und seine einzige Hose. Man wußte nicht, sollte man lachen oder weinen. Herr Siegel tat einem leid und die vergossene Suppe auch. Aber die Situation war sehr komisch.

Meine kleine Gudrun wurde natürlich durch diese Reise vollkommen aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen. Sie war freundlich und temperamentvoll wie immer, aß jedoch nicht mehr gut. In Tannwald hatte sie ihr Möhrenbrei richtig gierig verschlungen, aber nun nahm sie ganz wenig und lustlos davon. Ein Glück, daß ich sie noch stillen konnte, da hatte sie ihre gleichmäßige Milch. Ich brauchte nicht von den Bäuerinnen, die immer an den Zug kamen, sobald wir irgendwo anhielten, Milch zu kaufen. Wir bekamen frisches Gemüse und Geflügel, allerdings mußten wir etwas zum Tausch

anbieten, Strümpfe oder andere Textilien, denn unser Geld war ja für sie wertlos.

Baden konnte ich mein Baby nur ab und zu, und zwar in dem vorher gut ausgeschrubbten Wassereimer. Jeden Tag war unmöglich, so viel Wasser hatten wir nicht.

Wir fuhren eine südliche Route, da im Norden Unruhen herrschten. Als wir an den Karpaten ankamen, war Weihnachten. Unser Weihnachtsbaum war ein großer Tannenzweig, den wir an die Tür genagelt hatten. Das Wetter war warm, und da wir einen längeren Aufenthalt hatten, stellten wir Tisch und Stühle hinaus und konnten in der Sonne frühstücken.

Bald kamen wir an die russische Grenze. Da die russische Eisenbahn eine größere Spurweite hatte, mußten wir in andere Wagen umsteigen. Nun lebten wir mit Familie Wilke zusammen, die vier Kinder hatte. Das Kleinste hieß Undine, und wir mußten immer schmunzeln, wenn das Mädchen zu laut war und der Vater rief: „Undine, halt die Gusche!“

Die russischen Lokomotiven tuten so wie unsere Schiffe, auch ordentlich laut und oft. Gudrun erschrak immer fürchterlich. So habe ich schon vorsorglich ihre Ohren zugehalten, wenn ich hörte, daß sich ein Zug näherte. Es war sehr viel Ruß in der Luft. Die winzigen Nasenlöcher waren immer wieder ganz schwarz.

Die Wagen hatten auf jeder Seite zwei schmale Fenster. So konnten wir hinaussehen, ohne die Tür aufschieben zu müssen. Endlich näherten wir uns abends einer großen Stadt, es war Moskau. Wir wunderten uns, warum alle Fenster erleuchtet waren, denn wir wußten damals noch nicht, daß jede Familie in nur einem Zimmer lebte.

Am nächsten Morgen, dem 9. Januar 1946, hielt der Zug ungefähr 30 km von Moskau entfernt an einem winzigen Bahnhof: In Frjasino,.